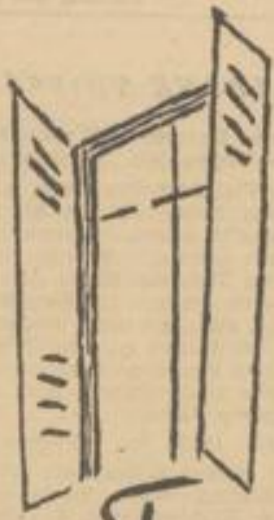


# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher neue Zeitung. 1947-1949 1948**

4 (23.4.1948) Das Fenster



# Das Fenster

SÜDDEUTSCHE ALLGEMEINE / 2. JAHRG. / NR. 4

Wir bringen in dieser Beilage, in einer ersten Veröffentlichung, den Aufsatz eines amerikanischen Schriftstellers über den Mai. Die enge Verwandtschaft menschlichen Fühlens in der Verbundenheit mit der Natur kommt darin so stark zum Ausdruck, daß man meinen könnte, den Aufsatz habe ein Deutscher über deutsches Land geschrieben.

## DER MAI VON BAL BORLAND

Der Mai ist gekommen. Der Mai, in einer Hand einen Strauß von Apfelblüten, in der anderen einen Regenbogen, und die Bienen umsummen sein Haupt, und die Sonne leuchtet in seinem Haar. Und wir wollen hoffen, daß er ein paar Sonntage bringen wird, in denen der Gärtner seine Gummistiefel zuhause lassen kann, wenn er hinaus geht, um nach dem Rechten zu sehen.

Der Mai ist gekommen, und es ist auch höchste Zeit, denn die Veilchen warten nur darauf, die Niederungen mit einem weichen blauen Teppich zu bedecken. Die Tulpen recken sich der verhöllten Sonne zu. Die Rotdornknospen sind rund und erwartungsvoll. Der Schlehdorn ließe sich von ein paar warmen Tagen zum Blühen bringen. Und die kanadischen Maiglöckchen — man nennt sie auch „die falsche Lilie im Tal“ — sind bereit, den jungen Monat in den Wäldern des Oberlandes mit einer Flut von Duft zu begrüßen.

Der Flieder ist spät dran, aber eigentlich ist fast alles in diesem Jahr spät dran. Der Flieder wartet auf eine kleine Ermunterung. Die Traubenhyazinthen tun ihr Bestes — aber die meisten haben es im April einfach aufgegeben und auf den Mai gewartet, um sich weit zu öffnen. Die gelben Narzissen blühen schon im April, aber sie haben noch üppige Kränze für den Mai bereit. Und bald blühen im Garten Vergißmeinnicht und Zwergiris, und in den Wiesen Storchschnabel und Pantoffelblume und Aronstab. Die Erbsen sind noch nicht einmal hoch genug, um ein hungriges Kaninchen in Versuchung zu führen, und der erste Salatsamen ist ausgewachsen. Aber ich beklage mich nicht. Ich bin froh. Der Mai ist gekommen.

Es müßte ein Baum in der Nähe eines jeden Gartens stehen. Ein großer alter Baum mit dickem Stamm und weitgebreiteten Ästen, die möglichst tief ansetzen oder wenigstens eine hübsche Astgabel haben müssen, damit ein Junge gut hinaufsteigen kann. Ein Baum, der mit Riesenzweigen in der Erde steht, fest gegründet und stark gegen die Stürme.

Solch ein Baum gehört dem Mann so gut wie dem Knaben — dem Mann, der als Knabe in seinen Ästen herumgeklettert ist und nun voll Verstand in seinem Schatten sitzen kann. Ihm bieten diese Äste jetzt Schatten und Gastfreundschaft, wenn die Sonne seinen Nacken versengt hat und der Garten erst halb gejätet ist. Im Frühjahr ruht er zwischen dem Umgraben seinen schmerzenden Rücken an dem breiten Stamm aus Umgraben und Jäten — was er in seiner Jugend nur mit eiligen Händen tat.

Zu Füßen eines solchen Baumes fühlt man sich in Sicherheit, zu Füßen eines solchen Baumes kann man ruhen. Er ist durch die Jahre nur stärker und schöner geworden. Seine zähen Fasern nehmen alles auf — Wind und Regen und Eis und sengende Sonne. Seine Wurzeln greifen tief in die Erde und finden in den alten, alten Bergen ihren Halt.

Jungens müssen auf die Bäume steigen, um einen Ausblick auf die Welt voll unbekannter Abenteuer zu haben. Wenn man jung ist, tun sich von hohen alten Bäumen aus neue Horizonte auf. Aber einmal kommt die Zeit, wo man zu Füßen eines solchen Baumes sitzen und dennoch viel weiter sehen kann, als vom höchsten Zweig aus. Denn dann umspannt der Blick nicht mehr Meilen, sondern Jahre, und dann erschaut man weite Horizonte der Liebe und des Verstehens.

Die Schopfspechte sind in diesem Frühjahr viel zahlreicher als sonst; vielleicht kommt es uns so vor, weil wir jetzt mehr von ihnen sehen, nachdem sie den ganzen Winter an unsere Futterbretter gewöhnt waren. Ich habe nur eins an ihnen auszusetzen: Sie sind zu still. Ihr Ruf ist hell und fast lustig, aber man vernimmt ihn selten; viel öfter hört man den Ruf des kleinen flau-nigen Spechtes, der, wie Großmutter sagen würde, „ein munterer Vogel“ ist, obwohl er kein purpurrotes Kränzchen hat.

Ich werde niemals müde, den Schopfspecht bei seiner Arbeit an einem Stamm zu bewundern — den Kopf ein wenig schief, als lausche er auf die kleinste Regung eines Wurms; und wie er jedesmal seine Beute zu treffen weiß, wenn er seinen Schnabel wie einen Keil ins Holz schlägt. Ich habe ihn noch kein einziges Mal dabei erwacht, daß er daneben schlug. Auf keinem Baum wenigstens.

Einmal habe ich ihn festschlagen sehen, aber dieser Irrtum bewies nur seine Genialität. Ein Gast hatte eine Holzschachtel mit Nierenfett an einen Baum genagelt, aber andere Vögel hatten das Fett schon weggepickt, bis nur noch in der hintersten Ecke ein Klumpen übrig war, den der Specht mit seinem Schnabel nicht erreichen konnte. Er betrachtete sich das Problem, dann ließ er sich an dem einen Ende der Schachtel nieder und schlug ein Loch hinein. Aber er hatte falsch gerechnet; er konnte immer noch nicht an das Fett heran. Er kehrte zu dem Ausschnitt zurück und überprüfte die Sachlage nochmals. Dann ging er nach der Rückseite, wo die Holzschachtel etwas über den Stamm hinaus stand, und schlug ein zweites Loch. Diesmal traf er ganz genau. Er holte sich den Fettklumpen. Ich respektiere den Schopfspecht seiner Klugheit wegen — denn das ist Klugheit. Hinsichtlich seiner Vetiern aber, hege ich gewisse Zweifel. Da ist beispielsweise ein rotköpfiger Buntspecht, der sich einen ganzen Sommer lang am Wellblechdach eines Wagenschuppens den Schnabel schier krumm hackte!

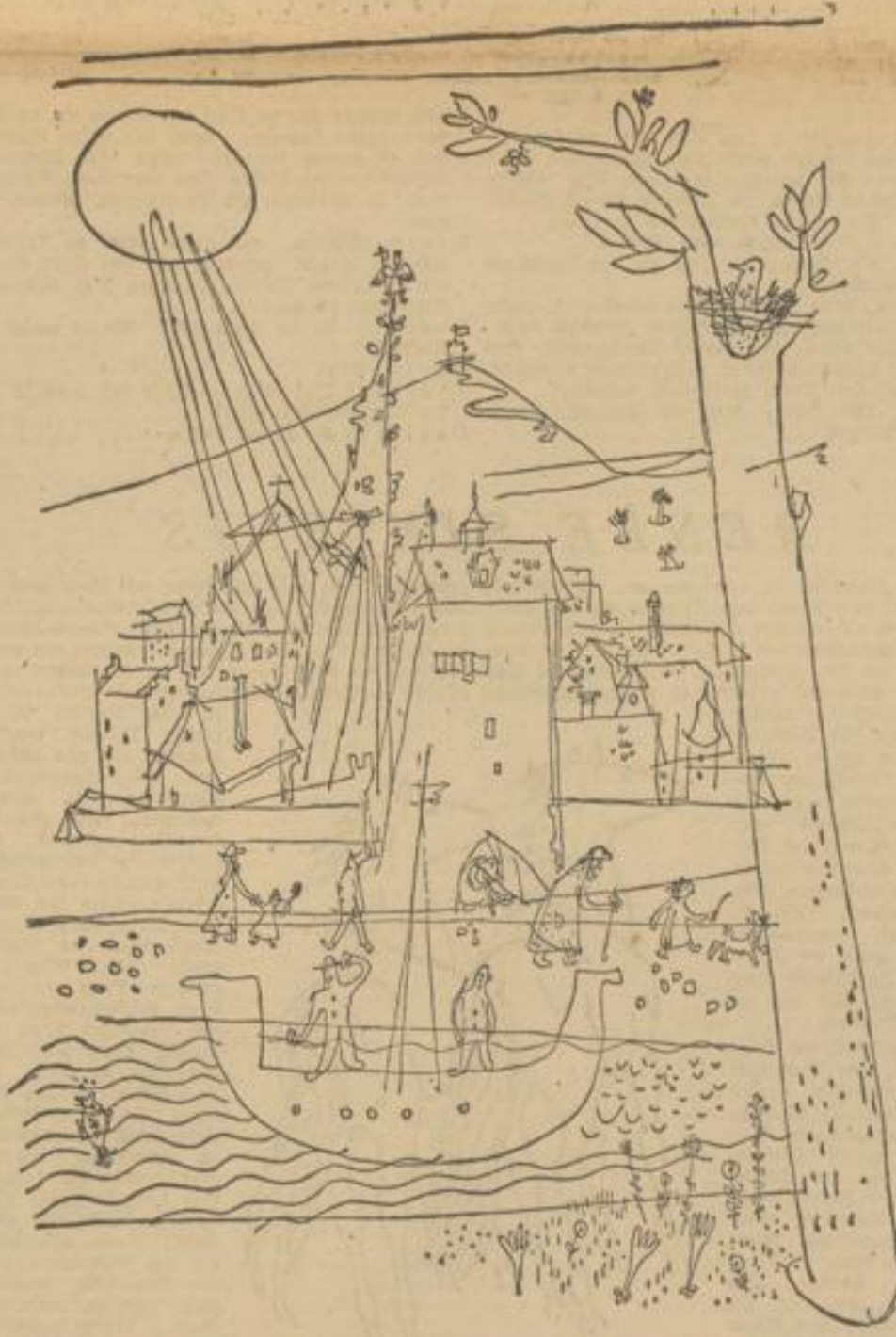
Sogar das Lexikon bezeichnet das Frühlingsfieber annähernd als das, was es ist. Freilich nur annähernd. Denn mit dem Ausdruck „ein trübes, lustloses Gefühl“ unterschätzt man es und übergeht vollständig seine tiefer liegenden Symptome. Auch wenn man so obenhin bemerkt, es käme „mit den ersten warmen Frühlingstagen“, schenkt man seinen wirklichen Ursachen nur eine höchst oberflächliche Beachtung.

Man kann sich nämlich nur ganz kurz zur vollen Höhe des Frühlingsfiebers emporschwingen. Emporschwingen. Allerdings! Man erhebt Herz und Seele nach der mühsamen Plakerei eines langen Winters, und schwingt sich zu einer Höhe empor, wo die Alltagsdinge — besonders die Arbeit! — vollkommen unwichtig sind. Gedanken und Taten sind auf den ihnen zukommenden Platz zurückgewiesen, und das reine Fühlen ergreift die Herrschaft. Für kurze Zeit fühlt man die alleinige Wichtigkeit der ewigen Wahrheiten — die Wärme der Sonne, den Herzschlag der Erde, den Vogel im Laub, die Blüte am Zweig. Man ist mit ihnen zeitlos geworden. Alles andere ist unwichtig — außer natürlich dem Schlaf. Dem Schlaf und einer Rasenbank, die sich weich um das Schulterblatt schmiegt. Der ganze versäumte Schlaf eines langen Winters muß in den paar Tagen des Frühlingsfiebers nachgeholt werden.

Dann ist es vorbei. Der Katzenjammer kommt. Die „Genesung“, nennen es die Leute, die keine Phantasie und keinen Sinn für Proportionen haben. Man sinkt in den Alltag zurück, in dem es so wichtig ist, zu arbeiten, sich zu sorgen, nach dem Diktat der Uhr zu leben. Aber es ist herrlich, das Frühlingsfieber, so lange es dauert. Es ist beinahe die einzige Rückkehr in die Knabenzeit aus einer erwachsenen Welt...

Das Radieschen ist ein heimtückisches Gemüse. Es hat mehr Herzeleid und falsche Hoffnungen in der Brust des ergeizigen Gärtners erregt, als alle Lobpreisungen und überschwinglichen Reklamen und Kataloge. Das Radieschen beißt das zarte Gefühl des Gärtners nicht weniger scharf, als sein reizbarer Vetter, der Rettich, die Zunge!

Jedermann kann Radieschen ziehen, das ist das Schlimme. Man braucht bloß eine kleine Furche zu machen, den Samen hineinfällen zu lassen, und nach ein paar Tagen sprießen die Radieschen zur Sonne empor. Die Blattläuse beachten sie nicht. Die Eulenlarven verschmähen sie, Erdwanzen und Käfer, die sich vom kümmerlichsten Unkraut mästen, lassen das Radieschen links liegen. Gewisse Maden greifen es zwar im Notfall an, aber dann muß es ihnen schon sehr schlecht gehen. Also wird der Neuling auf sein Radieschenbeet sehen und sagen: „Was soll das viele Gerede über Gemüsebau? Da ist doch gar nichts dabei! Seht Euch nur meine Radieschen an!“



Der Mai ist gekommen... Zeichnung von Helmut Lortz, Darmstadt  
Man gebe mit den Augen auf diese lustigen Zeichnung spätere, klettere an dem Baum hoch zu dem netzigen Vogelneist, wandle auf dem Kai mit dem Mönche, der den letzten Zyklus auf hat, höre die Glocke in den Sonnenstrahlen schwingen, schwebt mit dem Engel hoch in den Lüften über Trümmern, fahre mit auf dem Phantasieschiff der vergnügten Schiffe, dann plücke man sich aus dem Vordergrund ein Elbchen und zehe dem Ferkel zu, der seine Lustspalten angeht — dann wird man spüren wie in dieser Zeichnung ein selbes Maßmaß wahr und mit weicher Heiserkeit es der Zeichner eingelangt hat.

## Nach dem Winter

Von Albrecht Goes

Ob dir gleich in winterwährend dunkler Welt den Sinn verseht Schwermut, die der süßen Hoffnung Flügelschlag und Flug verwehrt,

Ob der Hall vom Schrei der Krähen dir im Ohr noch, lang und bang und aus Nächten, vieldurchwachten, klagender, des Windes Klang —

Ach das Herz, es mild zu trösten ist das Kleinste groß genug: eine gelbe Krokusblüte, einer Wolke Frühlingzug.

Aus dem Gedichtbuch „Die Herberge“ von Albrecht Goes, Suhrkamp-Verlag, 1947.

Dann betrachtet es seinen Salat, seine Bohnen, seine Karotten und Erbsen und Tomaten. Und ob er seine Radieschen aufißt oder nicht — sein Herzeleid beginnt. Nicht einmal eine Zwiebel will so gut wachsen wie ein Radieschen. Nicht einmal eine Araber und scheidt schweigend dahin neben den unverwundlichen Radieschen. Die Radieschen wachsen von selbst. Der übrige Garten will bearbeitet sein.

Freilich, so ein Radieschen ist reizend anzusehen, ganz hell und blank und rot, oder weiß wie Eis in seiner frischgewaschenen Pracht. Und es ist herrlich knusprig zwischen den Zähnen. Es ist mit keinem Vitamin belastet und mit keinem sonstigen Stoff, der auch nur den geringsten Nährwert hat. Es schmeckt frisch und sauber wie der liebe Frühling selbst. Aber damit sind seine Tugenden erschöpft. Und es bleibt nur die bittere Erkenntnis übrig: ein paar Radieschenblätter — oder auch ein ganzes Beet voll Radieschenblättern — machen noch keinen Garten — und keinen Gärtner!

Letzte Nacht hat es geregnet, ich weiß es aus Erfahrung. Ich war zur Stadt gefahren, um einer Sitzung beizuwohnen, die sich bis spät in den Abend hinzog, und da ich ein Landmann bin, verpaßte ich meinen Zug. Der nächste war ein Personenzug, der erst Mitternacht abfuhr, und um 1.15 A. M. in unserer Station eintraf. Meine Leute zuhause hatten mich aufgegeben. Sie dachten, ich würde in der Stadt übernachten, also mußte ich zu Fuß gehen, wenn ich in meinem eigenen Bett schlafen wollte.

Es war dunkel, und kein Stern am Himmel zu sehen, und da ich in einer ländlichen Gegend wohne, waren natürlich keine Laternen an der Straße. Aber meine Augen gewöhnten sich bald an die Dunkelheit und schon aus ziemlicher Entfernung erkannte ich die massige Gestalt der riesigen alten Sykomore, wo der Landweg von der Hauptstraße abzweigt. Aber ehe ich die Böschung erreichte, auf der die Myrthe einen herrlich dichten Teppich bildet, wurde die Dunkelheit von einem Blitzstrahl zerrissen. Ich sah in seinem Licht eine ungeheure Wolkenmasse über den Himmel jagen. Dann begann der Donner zwischen den Bergen zu grollen, ein paar Blitze folgten, und dann kam das große Rauschen: der Regen!

Es gab kein Entkommen. Ich hatte mindestens noch eine Meile bis nach Hause. Ich habe festgestellt: wer erst einmal richtig naß ist, kann den Regen in jeder Kleidung genießen. Und dieser Regen kam in Sturzfluten, und nach fünfzig Metern waren meine Schuhe voll Wasser und quatschten nur so. Ich hatte keine Eile, denn ich war schon ganz durchgeweicht, und so nahm ich mir Zeit und lauschte, wie die Tropfen auf die neuen Blätter der Ahornblume klatschten. Es ist ein hübsches Geräusch, ganz anders, als wenn der Regen durch die Birken zischt, die biegsame Hüupter und schwanke Stämme haben. Und bald rauschte an beiden Seiten der Landstraße ein Strom herunter, auf dem ein geheimnisvolles Licht schimmerte, ein Licht, dessen Quelle ich nicht entdecken konnte, denn die Sterne waren verhüllt.

So stieg ich meinen Berg hinauf, ohne andere Gefährten als Wind und Regen und das Rascheln nasser Blätter und das Rauschen unsichtbarer Ströme. Und alles duftete von der Süße des Regens, und von dem Erdgeschmack, der aus frisch durchweichtem Waldland aufstieg.

Es regnete immer noch, als ich mein Bett gefunden hatte und schlafen gegangen war, und draußen tönte immer noch die schönste Frühlingmusik, die der Farmer kennt: das Rinnen des Regens aus den Dachtraufen.

Ein Apfelgarten im frühen Mai ist ein bezaubernder Anblick, atemberaubend in seiner Symmetrie. Manchmal trägt der Wind den Duft eine halbe Meile weit. Wenn man einen Obstgarten in voller Blüte vor einem Berghang sieht, so meint man, daß es nichts Schöneres gibt. Und doch kenne ich etwas, was noch schöner ist: ein einsamer Apfelbaum am Rande einer Wiese.

Dieser Baum ist knorrig; er ist gebogen und einseitig. Wo einmal eine große Astgabel war, klappt jetzt ein Loch, das Mal von einem Hagelsturm, der vor Jahren einen großen Ast herunterkrachen ließ. Die anderen Zweige sind ein ungebändigtes Durcheinander von Schößlingen, die entmutigt aufhören zu wachsen, ehe sie ihr Ziel erreicht hatten. Aber die ganze lebendige Seite des Baumes ist übersät mit Blütenbüscheln. Nicht eine große Blütenwolke, sondern Blütentrauben, wie kleine weiße Wölkchen am blauen Sommerhimmel. Und der Duft ist wie ein Hauch, nicht wie eine Flut.

Ein Obstbauer würde über den alten Baum lachen. Ein Holzhändler würde ihm keinen zweiten Blick schenken. Selbst kleine Jungen gehen an den paar kleinen verkrüppelten Äpfeln vorbei, die er vielleicht trägt. Und ein neuer Haselsturm im nächsten Winter wird ihn vielleicht ganz zu Fall bringen. Aber gerade jetzt